

deutsche jugend. Zeitschrift für die Jugendarbeit. Herausgeber und Verlag: Juventa Verlag GmbH Weinheim und München. Geschäftsführender Gesellschafter: Lothar Schweim.

Bestellungen an den Juventa Verlag, Ehretstr. 3, 69469 Weinheim, Telefon (0 62 01) 902 00, Fax (0 62 01) 902 013, E-Mail: juventa@juventa.de oder über den Buchhandel. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Ablauf des Jahresabonnements. Erfolgt keine Abbestellung, verlängert sich das Abonnement automatisch.

Anzeigen: Silke Schweim, Juventa Verlag. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 21 vom 21. 12. 1998.

deutsche jugend erscheint 11 x jährlich. Einzelpreis DM 10,-, Doppelheft 13,-, Jahresabonnement DM 89,-, für Studierende (bei Vorlage einer Studienbescheinigung) DM 70,-, jeweils inkl. MwSt zuzüglich Versandkosten. Der Gesamtbezugspreis (Abonnementspreis incl. Versandspesen Inland DM 10,-) ist preisgebunden.

Gesamtherstellung:
Druckerei Humbach & Nemazal, 85276 Pfaffenhofen.

Redaktion: Gaby Brenner, Dr. Gerd Brenner (verantwortl.), Haierbäumchen 88, 41169 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 55 15 35, Fax (0 21 61) 55 83 76, E-Mail: brenner-mg@gmx.de

Für unverlangte Einsendungen (Manuskript mit Diskette) wird keine Haftung übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Ökotopia-Verlages, Münster, bei.
ISSN 0012-0332

Überblick	Jugend und Jugendpolitik / Schule und Beruf / Jugendverbände und Jugendringe	194
Vorgänge	Jugendliche und die wieder wachsende Macht der Drogen	197
Beiträge	Christian Büttner: Jugend und Gewalt. Über den Sinn von Grenzen und Strafen im Erziehungsprozess	203
	Werner Lindner / Thomas Freund: Der Prävention vorbeugen? Thesen zur Logik der Prävention und ihrer Umsetzung in der Kinder- und Jugendarbeit	212
	Ulrike Schmauch: „Mit Reden statt Kloppen erfolgreicher durchs Leben“. Mediation und mediative Elemente in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit (I)	221
Stichwort	Gerd Brenner: Mit Gewalt pädagogisch umgehen	229
Hinweise	Termine / Seminar- und Tagungsprogramme / Preisangaben zum Stichwort / Zeitschriftenschau / Internet-Kontakte	237

deutsche jugend Zeitschrift für die Jugendarbeit

49. Jahrgang
Heft 5
Mai 2001

Nichts berechtige uns „zu dem Schluss, dass die Menschen mit dem Wissen um die Regeln zivilen Zusammenlebens geboren sind. Es ist auch nicht so, dass die Bürger einer Demokratie sie einander ohne Unterweisung und Ermutigung von den Augen ablesen.“ Der Schritt zu Gewalttätigkeit und Barbarei ist – auch in Demokratien – nicht sehr weit. Peter Schneider, von dem dieser Hinweis stammt (vgl. das „Stichwort“ in diesem Heft), glaubt nicht, dass wir über die Gewalttätigkeit und Gewaltbereitschaft Jugendlicher, über deren Ursachen und Umstände bereits genug wissen.

● Im ersten Beitrag reflektiert Christian Büttner über die Hintergründe von Gewalt und dabei besonders über den Zusammenhang von Gewalt und erfahrener Grenzenlosigkeit im Jugendalter. Der Autor weist darauf hin, dass die Gewalttätigkeit Jugendlicher in der öffentlichen Wahrnehmung meist mit gewaltsamen Erziehungsverhältnissen, also in der Biographie bereits erfahrener Gewalt in Zusammenhang gebracht wird. Büttner konzentriert sein Interesse auf Grenzenlosigkeit und Vernachlässigung als Bedingungs- und Zusammenhangsfaktoren jugendlicher Gewalt. Er stellt dar, wie junge Menschen in verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung Grenzen erfahren und wie sie lernen können, mit Grenzen konstruktiv umzugehen. Probleme, so der Autor, entstehen dadurch, dass Grenzen – z.B. die zwischen Kindheit und Erwachsenenstatus – gesellschaftlich immer weniger markiert werden, ja z.T. fast ganz zu verschwinden scheinen. Die zentrale Frage, die sich heute deshalb stellt, ist diejenige, wie ein pädagogischer Umgang mit „grenzenlosen“ Jugendlichen aussehen kann.

● Im zweiten Beitrag kommen Werner Lindner und Thomas Freund zu dem Schluss, dass die spezifische Präventionslogik, die in der Jugendarbeit in den letzten Jahren auf dem Vormarsch war, in die Irre führt. Aus vielerlei Gründen, so führen die Autoren in pointierten Argumentationen aus, sollte Prävention als programmatischer Leitbegriff der Jugendarbeit verabschiedet werden; denn – so Lindner und Freund – Prävention richtet den Blick auf Defizite Jugendlicher statt auf ihre Potenziale, begegnet jungen Menschen prinzipiell misstrauisch, neigt zur Insze-

nierung von Bedrohungen, ist eher ein Innovationshindernis und neigt zur inflationären Ausweitung, obwohl die für Prävention reklamierte Wirkung praktisch gar nicht evaluierbar ist.

● Im dritten Beitrag befasst sich Ulrike Schmauch mit der Frage, wie das in letzter Zeit auch für die Jugendarbeit entdeckte Verfahren der Mediation in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit einsetzbar ist und welche Erfahrungen mit einer solchen konzeptionellen Ausrichtung gemacht wurden. Die Autorin hat Interviews mit sozialpädagogischen Fachkräften geführt, in denen die Alltagstauglichkeit des Mediationskonzepts im Detail zur Sprache kommt.

Die Autorinnen und Autoren:

Dr. Christian Büttner, Diplompsychologe, ist Projektleiter an der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung in Frankfurt/Main, Honorarprofessor an der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt, Herausgeber mehrerer Buchreihen und Kuratoriumsmitglied der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (Berlin).

Dr. Werner Lindner ist Dezernent für Jugendarbeit im Niedersächsischen Landesjugendamt in Hannover.

Thomas Freund, Diplom-Soziologe, ist Referent in der Abteilung für Grundsatzfragen des Bayerischen Jugendrings und Dozent an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Dr. Ulrike Schmauch ist Professorin an der Fachhochschule Frankfurt/Main.

„Mit Reden statt Kloppen erfolgreicher durchs Leben“

Mediation und mediative Elemente in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit (I)

Die seit einigen Jahren zunehmende Beschäftigung mit Mediation als Methode Sozialer Arbeit steht im Kontext einer gewachsenen gesellschaftlichen und beruflichen Auseinandersetzung mit aggressiver Konfliktaustragung. In der Sozialen Arbeit wird derzeit insgesamt vermehrt nach Ansätzen gesucht, die es ermöglichen, auf Gewalt und Konflikte von und mit Klientinnen und Klienten in einer angemesseneren Weise als bisher zu antworten. Solche Ansätze tragen Bezeichnungen wie zum Beispiel De-Eskalations-Training (Schwabe 1996) oder Anti-Gewalttraining (Hansen et al. 1998), PART (Professional Assault Response Training 2000; Papenberg 2000) oder AAT (Anti-Aggressivitäts-Training; Weidner 1997). Es werden Selbstbehauptungs-, Selbstverteidigungs- und Coolnesstrainings (ebd.) angeboten, sei es bei der Sportjugend und im Rahmen geschlechtsspezifischer Gruppenarbeit (Kabs 2000), sei es von Jugendkoordinatorinnen und -koordinatoren der Polizei oder von theaterpädagogischen Fachkräften als Konfliktbearbeitung durch darstellendes Spiel (Venado 1999).

Manche Ansätze stellen im Wesentlichen Techniken zur Verfügung, andere sind lose mit theoretischen Versatzstücken verknüpft, einige haben ein eher ganzheitliches Konzept und fußen auf fundierter Analyse. Zu letzteren kann in diesem Spektrum Mediation gezählt werden, hier als Begriff zu verstehen, der sowohl ein Verfahren der Konfliktvermittlung als auch eine zugrunde liegende Konflikttheorie umfasst.

Die aktuell auffällige Häufung der oben genannten Trainings-Angebote und die hohe Nachfrage nach ihnen beleuchten die Situation in vielen Bereichen der Sozialen Arbeit in mehrfacher Hinsicht:

► Sie machen eine *Krise in vielen sozialen und pädagogischen Arbeitsfeldern* sichtbar, in denen offene Konflikte und Gewalt verstärkt auftreten und/

oder von den Professionellen mit verschärfter Sensibilität und alarmierter wahrgenommen wird.

► Sie sind ein Hinweis auf den *Legitimationsdruck*, unter dem die Jugendhilfe angesichts einer öffentlichen Diskussion steht, die ihr pädagogische Versäumnisse und die Feststellung „Die Täter werden immer jünger und immer gewalttätiger“ vorhält.

► In der Praxis wird ein dringender *Bedarfan besserer Handlungsfähigkeit* deutlich. Die bisherigen – sowohl „harten“ wie „weichen“ – Mittel, sowohl das autoritäre Durchgreifen als auch das Verstehen, stoßen an Grenzen und erzeugen Hilflosigkeit bei den Praktikerinnen und Praktikern, die dann der Not und den Gewaltursachen ihrer Klientinnen und Klienten nicht gerecht werden können.

► Die Situation belegt einen *Bedarfan mehr theoretischer Fundierung*. Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter wissen, dass sie mit bloßen Techniken und Trainings zwar als notwendige Feuerwehr reagieren, dass sie tatsächlich aber eine differenzierte theoretische Analyse von Konfliktursachen, -verläufen und -lösungen brauchen, um ebenso sinnvoll intervenieren wie präventiv handeln und Zusammenhänge verstehen zu können.

► Es zeigt sich ein *Bedarfan Weiterentwicklung der beruflichen Rolle*. Die erforderliche Erweiterung der Handlungsfähigkeit, der theoretischen und reflexiven Kompetenz geht mit der Herausforderung einher, das berufliche Selbstverständnis in der Sozialarbeit zu verändern und konfliktorientierte Kompetenzen stärker als bisher in die eigene Professionalität zu integrieren.

► Es wird die *Notwendigkeit der ethischen und gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung* sichtbar: Sozialarbeit steht zum wiederholten Mal vor der Aufgabe, die Weiterentwicklung ihrer Methoden nicht nur in einen theoretischen, sondern auch in einen ethischen und gesellschaftspolitischen

Rahmen zu stellen, wenn sie sich den Gewalt- und Konfliktursachen und dem Versuch gewaltfreier Konfliktbearbeitung zuwenden will.

Mediation hat den Anspruch, auf allen angesprochenen Ebenen einen wichtigen Beitrag zu Erklärungen und Lösungen zu leisten. Ob und wie das zutrifft, möchte ich, bezogen auf das begrenzte Feld der Mediation im Offenen Kinder- und Jugendbereich, im Folgenden untersuchen. Im Bereich von Trennung und Scheidung hat sich die Mediation bereits etabliert; hierzu liegt inzwischen auch Literatur mit dokumentierten Erfahrungen und theoretischer Weiterentwicklung vor (Friedman 1996; Duss-von Werdt 1995). Ähnliches gilt für Streitschlichtung in Stadtteilkonflikten (Büttner et al. 1997) und in der Schule (Faller 1998; Walker 1995; Hagedorn 1994). Hingegen wurde meines Wissens noch kaum über den Einsatz von Mediation bei Konflikten in der Sozialen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen berichtet und reflektiert.

Zu diesem Mangel kommt ein zweiter hinzu, der in einem Bericht der „Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention“ am Deutschen Jugendinstitut über präventive Ansätze benannt wurde:

„Für alle dokumentierten Ansätze lässt sich ein grundsätzliches Manko feststellen: Hinweise auf Ergebnisse wissenschaftlicher Begleitung oder Selbstevaluation finden sich nur vereinzelt. Dies beeinträchtigt nicht nur die Fortentwicklung der Projektansätze und die Qualitätssicherung, sondern schwächt auch die Position der Jugendhilfe in der öffentlichen Diskussion um die Reaktion auf die Jugendkriminalität“ (Gabriel et al. 1999).

Vor diesem Hintergrund entschied ich mich dafür zu erkunden, ob und wie Mediation in Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit tatsächlich angewendet wird. Wie praktikabel ist Mediation in den Niederungen des Alltags mit sozial benachteiligten Kindern und Jugendlichen, im Offenen Kinderhaus, im Teenietreff und Jugendzentrum? Da an Mediation wie auch an andere „ganz neue“ Ansätze teilweise überzogene Verheißungen und Heilserwartungen geknüpft werden, scheint es mir sinnvoll, die Umsetzung im Alltag der sozialen Praxis zu überprüfen und zu realistischen Einschätzungen zu gelangen. Eine der von mir be-

fragten Sozialarbeiterinnen stellte dazu fest: „Wenn Mediation der Rettungsanker, der letzte Hoffnungsschimmer war und das dann nicht greift, dann entsteht Resignation“.

Meine Praxiserkundungen – Gespräche, Praxisbesuche und Interviews mit Expertinnen und Experten – fanden überwiegend in und um Frankfurt am Main statt. Mein Interesse war zu erfahren, ob, wie und mit welchen Wirkungen Mediation oder mediative Elemente in Einrichtungen mit Kindern und Jugendlichen angewendet werden. Ich wollte wissen, welche Erfahrungen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter mit diesem Konzept machen – auf der Ebene der „Implementierung einer mediativen Konfliktkultur“ im Alltag und der konkreten Anwendung des Verfahrens. Wie sieht die Situation von Kindern und Jugendlichen in der Offenen Arbeit aus und welche Konflikte haben sie? Was lässt sich über typische Auslöser und über tiefere Ursachen, über Konfliktparteien und -konstellationen sagen? Ein Punkt betraf auch die sozialarbeiterische Berufsrolle und die Frage, ob diese sich durch Mediation verändern würde.

Zunächst führte ich Gespräche mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Jugendamtes, der Polizei, der Lehrerfortbildung und von Jugendbildungswerken. Der fachliche Austausch umfasste Gespräche mit Männern aus der Jungenarbeit sowie mit Frauen aus der Mädchenarbeit über ihre Konflikt Erfahrungen in diesen Gruppen. Einen wichtigen Anstoß gaben Gespräche mit den Verantwortlichen des geplanten Modellprojekts und Trainings „Interkulturelle Konfliktbearbeitung in der Innenstadt Offenbach“ (Leitstelle für Zusammenleben bei der Stadt Offenbach 1999). Durch die Gespräche stellte sich bald heraus, dass das Thema der Mediation im Kinder- und Jugendbereich nicht getrennt betrachtet werden kann von Ansätzen der interkulturellen Konfliktbearbeitung, der Schulmediation sowie der Vermittlung in Nachbarschafts- und Stadtteilkonflikten. Das Kernstück der Erkundung bildeten intensive Interviews mit Expertinnen und Experten aus der Praxis, die 1997/1998 an der berufsbegleitenden Fortbildung „Mediation und Konfliktmanagement in der Offenen Jugendarbeit“ in Frankfurt teilgenommen hatten (vgl. die erste Darstellung des Konzepts bei Becker 1998; Fechler 1998).

Interviews mit Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern

Es wurden vier Frauen und zwei Männer im Alter zwischen 29 und 53 Jahren befragt. Sechs hatten das Fachhochschulstudium der Sozialpädagogik bzw. Sozialarbeit absolviert, einer das Universitätsstudium der Pädagogik.; sie waren zwischen drei und 27 Jahren im Beruf. Zu Beginn der Fortbildung waren sie in unterschiedlichen offenen Kinder- und Jugendhäusern tätig; einige sind inzwischen in Einrichtungen gewechselt, in denen sie für andere Aufgaben, aber weiterhin für die gleiche Klientel – benachteiligte Kinder und Jugendliche – zuständig sind. Bei den Gesprächen handelte es sich um leitfadengestützte, teilstrukturierte Experten-Interviews (Meuser/ Nagel 1997), die offen waren für Vertiefung und Nachfragen. Vier der Interviews wurden am Arbeitsplatz der Interviewten, zwei in meinem Büro an der Fachhochschule und eins in einem Café durchgeführt und mit dem Einverständnis der Befragten auf Tonband aufgezeichnet.

Erwartungen an die Fortbildung

„Alles war überladen von Konflikten. Anlässe ergaben sich durch die Jugendlichen, die ihre Konflikte untereinander meist körperlich ausgetragen haben, aber ebenso durch das Team, das ganze Jugendzentrum, das Umfeld, durch mich selbst. Ich wollte erkennen, wo Konflikte anfangen, wo es losgeht“ (Frau A.).

Dies war das Hauptmotiv aller Befragten – die Erfahrung ständiger aufreibender Konflikte am Arbeitsplatz in allen Bereichen. Die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter hatten das Ziel, durch die Mediationsfortbildung auf theoretischer und methodischer Ebene im Umgang mit alltäglichen Konflikten am Arbeitsplatz sicherer, stärker und reflektierter zu werden. Sie wollten dazu befähigt werden, die Kommunikation in der Institution, im Team und mit den Kindern und Jugendlichen zu verbessern. Wichtig war ihnen, Wissen und Handwerkszeug zu bekommen für die Konfliktbewältigung und für die Schaffung einer Struktur, die das erleichtern würde. Frau B. sagte:

„Der Gedanke des Empowerment für Kinder faszinierte mich: Wie können Kinder mehr Selbstbewusstsein gewinnen, sich durchsetzen? Und wie ist Prävention möglich?“

Die Kinder und Jugendlichen

Zu den Fragen nach Geschlecht, Alter, Schulsituation und Nationalität der Kinder- und Jugendlichen in ihren offenen Einrichtungen entstand aus den Angaben und *geschätzten* Prozentzahlen der Fachkräfte folgendes Bild: Die weitaus größte Besuchergruppe in den Jugendzentren waren Jungen und junge Männer (ca. 70 – 80%) im Alter zwischen 15 und 20, zum Teil bis 23 oder 27 Jahren. Der Anteil der Mädchen wurde auf weniger als ein Drittel geschätzt und ihr Alter deutlich jünger eingestuft (ca. 13 bis 20 Jahre). In den beiden Offenen Kinderhäusern war das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Mädchen und Jungen ausgewogen; ihr Alter lag zwischen sechs und 13 Jahren. Die Jugendlichen besuchten überwiegend die Hauptschule (ca. 70 – 90%); die übrigen verteilten sich jeweils auf Sonder- und Realschulen, in sehr wenigen Fällen auf Gymnasien. Frau A. berichtete:

„Viele Jugendliche hatten Schule oder Ausbildung abgebrochen. Einige waren ‚in gar nichts‘, einige machten immer wieder Anfänge, begannen eine Fördermaßnahme, arbeiteten ein Jahr, waren wieder arbeitslos, hockten zu Hause in der Wohnung der Eltern. Die meisten waren ohne eigenes – legales – Einkommen.“

Die Mehrheit der Kinder und Jugendlichen in den Offenen Einrichtungen war nichtdeutscher Herkunft (etwa zwischen 70% und 98%); unter ihnen waren wiederum die meisten türkisch (ca. 70%). Die interkulturelle Zusammensetzung variierte einerseits nach Stadtteilen. Andererseits wurden wiederholt typische Gruppen genannt, so von Herrn C.:

„Asylsuchende mit Aufstiegsorientierung (pakistansisch, indisch, afghanisch, eventuell afrikanisch)

- klassische Gastarbeiter türkisch, marokkanisch, italienisch)
- Vietnamesen
- Bürgerkriegsflüchtlinge (bosnisch, serbisch, kroatisch)“.

Frau D. unterschied:

„Ein Teil der Jugendlichen kam aus islamischen Familien – Türken, Marokkaner, selten mal Afrikaner, dann aus dem ehemaligen Jugoslawien, die waren russisch orthodox, und der dritte Teil aus katholischen Familien – Italiener, Spanier, Portugiesen, Griechen“.

Als typische familiäre und sozioökonomische Hintergründe nannten die Befragten „sozial schwache Familien“, Unterschicht, Arbeiterfamilien mit vielen Kindern und mit voller Berufstätigkeit entweder beider Elternteile oder der allein erziehenden Mütter. „Die Kinder mussten sich selbst organisieren“ (Frau B.) und: „Alle, auch die ältesten Jugendlichen, leben noch bei den Eltern“ (Frau D.). Zur Situation der jugendlichen Mädchen stellte Frau D. fest:

„Jetzt sind zwei Mädchen von zu Hause ausgezogen. Sie rebellieren eher als die Jungen, weil sie mehr verboten bekommen. Die Jungen bzw. die jungen Männer haben mehr Freiraum und damit weniger Grund zur Rebellion, darum bleiben sie dann noch länger bei den Eltern“.

Zusammenfassend lässt sich die Klientel der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter in der Offenen Jugendarbeit als benachteiligte Jugendliche – überwiegend Jungen und junge Männer – der zweiten und dritten Immigrantengeneration mit niedriger Bildung und schlechten Ausbildungschancen charakterisieren. Sie kamen oft aus ökonomisch belasteten Familien, erhielten wenig Unterstützung von ihren Eltern und waren im Schulsystem eher durchgeschleust als gefördert worden. Sie blieben einerseits unselbständig – von den Eltern finanziell versorgt und kontrolliert, ohne regelmäßiges eigenes Einkommen –, waren andererseits früh sich selbst überlassen.

Die Konflikte: Anlässe, Hintergründe, Konstellationen

Nach den Beobachtungen der Fachkräfte waren es vor allem folgende Punkte, die immer wieder zu Auslösern für Konflikte wurden:

- ▶ die Verletzung von Regeln formeller oder informeller Art;
- ▶ Kämpfe um Positionen (Anerkennung, Rang, Leistung, Macht);
- ▶ geschlechterbezogene Spannungen (Erotik, Zurückweisung, Eifersucht, Neid);
- ▶ von außen mitgebrachte Frustrationen;
- ▶ das Umkippen und Entgleisen spielerischer Situationen.

Streit mit den Erwachsenen wurde meist durch den Verstoß gegen formelle Regeln ausgelöst. Streit

untereinander entstand häufig durch die Verletzung ‚ungeschriebener Gesetze‘ – durch gebrochene Vereinbarungen, ehrverletzende Rufschädigung wie „Hurensohn“ oder „Nutte“ und die Rebellion der Jüngeren gegen die Altershierarchie, etwa die Verweigerung des Befehls: „Hey, hol mir Zigaretten“. Kämpfe um Positionen reichten von der Frage: „Wer kriegt einen Platz am Tischfußball, wer nicht“? bis zum Streit darum, wer die besseren Moslems wären.

Den aggressiv ausgetragenen Konflikten lag nach Ansicht der Befragten ein Bündel von Konfliktsachen zugrunde, wobei ihre oben umrissene benachteiligende „Klassenlage“ eine Hauptrolle spielte. Die Schilderungen der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter lassen sich folgendermaßen gliedern:

▶ Perspektivlosigkeit:

„Ganz allgemein gesprochen – ein großer Frust. Große Probleme mit den Eltern, Perspektivlosigkeit, Armut. Ihre Lage ist aussichtslos. Ihre Eltern haben nicht lesen und schreiben gelernt. Sie sprechen wie auf der CD von ‚Mundstuhl‘ – es ist nicht witzig, überhaupt nicht witzig (...) auf einer tieferen Ebene gibt es da ein großes Gewaltpotenzial“ (Frau A.).

▶ Bildungsdefizite:

„Im Haus selbst gab es ethnische Konflikte, zum Beispiel zwischen Marokkanern und Afghanen bzw. Pakistanern. Dabei ging es im Kern um das Bildungsgefälle, um das Bildungsdefizit der Marokkaner. Auslöser war zum Beispiel der Ärger der Marokkaner. Die sagten zu uns: ‚Mit denen geht ihr ins Internet-Café, mit uns net‘. Dahinter steckte Neid und das Gefühl ‚Ich will das auch haben‘“ (Herr C.).

▶ Fehlende verbale Kompetenz:

„Viel entsteht dadurch, dass bei den Kindern keine verbalen Fähigkeiten vorhanden sind. Manche Kinder können ihren Selbstwert zunehmend nur noch über Kraftmeierei und Durchsetzung, durch Machogehabe herstellen. Das beobachte ich vermehrt auch bei Mädchen“ (Herr E.).

▶ Mangel an Wertschätzung und Selbstwertgefühl. Dazu sagte Frau B.:

„Eine Ursache vieler Konflikte ist das angeknackste Selbstbewusstsein. Das Bedürfnis nach Anerken-

nung. Die Idee der Kinder ist, das durch körperliche und verbale Stärke zu lösen. Sie haben so viele Misserfolge, vor allem auch im schulischen Bereich. (...) Ihr Selbstbild ist: Wir sind Loser, die rebellieren. Da ist eine riesige Hilflosigkeit und Unsicherheit“.

▶ Soziale, interkulturelle und religiöse Spannungen in der Gesellschaft, die ins Jugendhaus hineinwirken und zur Konfliktsache werden, zum Beispiel durch

„enorme soziale Kontrolle untereinander. Die einen werfen den anderen vor, die schlechteren Moslems zu sein“, berichtete Herr C. Und weiter: „DIE Ausländer gibt es ja so nicht. Die sind hier untereinander stark zersplittert, auf religiöser, kultureller, sogar dörflicher Ebene.“

▶ Geschlechts- und pubertätsspezifische Verletzbarkeit. Diese Thematik wird besonders anschaulich in den unten berichteten Fallbeispielen für die Anwendung des Mediationsverfahrens.

Konfliktparteien und -konstellationen

Die Konfliktparteien wurden von den Befragten unterschieden nach

- Alter (Kinder; Jugendliche; innerhalb der Altersgruppe; zwischen Jüngeren und Älteren; mit Erwachsenen)
- Anzahl der Beteiligten (Einzelne; Einzelne und Gruppen von zwei und mehr Beteiligten; Gruppen bzw. Cliquen)
- Geschlecht (zwischen Mädchen, zwischen Jungen, zwischen den Geschlechtern)
- Zugehörigkeit (Streit zwischen angestammten und ‚fremden‘ Jugendlichen aus anderen Stadtteilen, mit Sozialarbeitern, Hausmeister, Anwohnern des Jugendzentrums).

Als weitere Konstellationen wurden Konflikte genannt zwischen

- „Verlierern“ und „Gewinnern“ (im Kampf um Bildung, Status und Körperkraft):

„Es gibt zum Beispiel Konflikte zwischen der Clique der ‚Mehr-Könner‘ und der der ‚Weniger-Könner‘. Oder anders gesagt, zwischen Benachteiligten, die mehr und solchen, die weniger Selbstbewusstsein haben. Die Jugendlichen aus Ex-Jugoslawien sind fremd und können schlecht Deutsch. Sie sind auch nicht so gut wie die anderen in Billard und Tischtennis, also machen sie viel Kung-Fu und sagen: Wer

das Bein am höchsten reißt, ist am besten. Sie machen dann die anderen an, die besser in den Spielen und am PC sind. Die Jugendlichen aus Ex-Jugoslawien haben nur ihre Kraft und den Fußball. Sie bilden dann eine Clique und greifen die Clique der ‚Mehr-Könner‘ an“ (Herr E.).

- „Normalen“ und „Abweichenden“:

„Eine Rolle spielt auch die soziale Zugehörigkeit bzw. Ausgrenzung. Abgelehnt werden Kinder, die zu wenig Geld haben, deren Eltern Sozialhilfe beziehen, arm, arbeitslos sind. Aber auch Kinder, die zu viel Geld haben, die zu wohlhabend, gebildet, zu sehr Mittelschicht sind, werden abgelehnt, wahrscheinlich aus Neid. Akzeptiert ist, wenn beide Eltern arbeiten, eine Zugehörigkeit zur ‚Arbeiterklasse‘“ (Frau B.).

- Angehörigen „höher“- und „niedrig“rangiger Nationen:

„Wenn Kinder gegen die ungeschriebene Hierarchie der Nationen hier verstoßen, gibt es Streit. Die Rangordnung sieht so aus: Erstens Türken und Marokkaner, zweitens Serben, Kroaten und Bosnier, drittens Deutsche als Minderheit, wobei einzelne Kinder im Rang niedriger oder auch höher stehen können. Viertens dunkelhäutige Kinder und fünftens Asiaten als unterste und geduldete Gruppe“ (Frau B.).

Die Konstellationen verbinden sich dann im konkreten Konflikt auf komplizierte und situationsabhängige Weise.

Ansätze zum Transfer mediativer Prinzipien in den Alltag

Aus den Beschreibungen der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter wurden Elemente deutlich, die für sie zur Entwicklung einer „konstruktiven Konfliktkultur“ in einer Offenen Kinder- und Jugendeinrichtung gehören:

- ▶ eine geschulte Wahrnehmung, die zur Früherkennung von Konflikten zwischen Kindern und Jugendlichen führt
- ▶ ein deutlicher Gebrauch von Regeln
- ▶ die kontinuierliche Sensibilisierung für Sprache als Macht- und Kommunikationsmittel
- ▶ die Konfliktfähigkeit des Teams
- ▶ die bauliche bzw. räumliche Basis für einen geschützten Ort der Konfliktregelung.

Beispielhaft für den ersten Aspekt war die Beschreibung von Frau A.:

„Durch die Mediationsfortbildung war ich in meiner Wahrnehmung geschulter und konnte früher sich anbahnende Konflikte wahrnehmen. Ich konnte zwei Jungen kurzerhand von der Bühne schaffen, sie in den Hof oder auf den Flur vor die Toiletten lotsen. Dort konnten sie sich abkühlen und dann konnte ich ihnen ein Angebot machen. Ihnen sagen: Ich habe einen Vorschlag, vielleicht könnt ihr euch drauf einlassen...da standen wir dann vor der Toilette und versuchten, den Konflikt zu regeln“.

Zum deutlichen Gebrauch von Regeln stellte Herr C. fest:

„Zu einer Streitkultur gehört auch die klare und starke Handhabung von Regeln – bezogen auf Gewalt und Drogen und die Bereitschaft, gegebenenfalls die Polizei zu rufen.“

Das dritte Element, die Sensibilisierung für die Sprache, erwies sich aus Sicht der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter als zentrales, aber auch als überaus mühsam zu erreichendes Mittel. Dazu erzählte Herr E:

„Den Kindern fehlt die Fähigkeit, zuzuhören und ruhig zu sprechen – alle wollen gleichzeitig über ihre Probleme reden. Ich habe hier rudimentäre Ansätze von Regeln für das Reden und Zuhören in Gruppen eingeführt. Es gibt da Erfolgserlebnisse. Ich habe mitbekommen, dass die Kinder beim Zusammensitzen ohne mich das Ritual benutzen, das ich aus der Mediation eingeführt habe – sie geben die Tasse weiter an den, der mit Reden dran ist und was sagen will. Ich gebrauche dieses Ritual so, dass ich darauf achte, dass jeder die Tasse bekommt. Ich habe auch erlebt, dass es, ohne meine Anwesenheit, dazu kommt, dass ein Kind zum anderen sagt: Ich habe dich nicht verstanden. Das heißt ja, dass es sich leisten kann, eine Schwäche – das Nichtverstehen – zuzugeben“.

Und Frau A. fasste zusammen:

„Für die Jugendlichen bedeutete Schlagen Stärke und Reden Schwäche. Und gerade, wenn sie emotional geladen sind, ist die Sprache noch weniger verfügbar für sie. Bei Mädchen ging es besser, sie dazu zu bringen, mit dem Werten aufzuhören, sich ausreden zu lassen, einander zuzuhören. Insgesamt war dieses Auf-eine-Metaebene-Gehen aber für alle ganz schwierig. Es ist schwierig, zu vermitteln, dass Re-

den doch auch eine Macht, ein Instrument sein kann.“

Die nächsten Mitteilungen zeigen, dass es nicht nur darum ging, Sprache an die Stelle des Zuschlagens zu setzen, sondern auch um die Qualität der Sprache. In Frau D.'s Worten:

„Mir ist die Sensibilität für die Sprache wichtig. Die Mädchen betiteln einander mit all diesen sexuellen Worten – ‚Hey Alte, Votze, Nutte, Hure – und ich will, dass sie darauf achten, was sie damit eigentlich sagen. Dass sie lernen zu überlegen, wie sie ihre Wut anders ausdrücken können. Respekt ist so wichtig.“

Aus ihrer jetzigen Arbeit in der Schule berichtete Frau B.:

„Wir machen auch viel zu Sprache, zu Kommunikation. Nicht nur deswegen, weil es Migrantenkinder sind, sondern weil sie nicht gelernt haben, Gefühle in Worte zu fassen. Wir machen Übungen zur De- Eskalation. Dazu üben die Kinder, denselben Satz immer mit anderer Betonung, Lautstärke und Körpersprache zu sagen und wahrzunehmen, wie auf den gleichen provokativen Satz – zum Beispiel: ‚Sag mal, wo hast'n du deinen Pulli her, ist der vom Sperrmüll?‘ – ganz unterschiedliche Reaktionen möglich sind, die entweder zur weiteren Eskalation beitragen oder die Situation de-eskalieren“.

Als nächstes wurde, wie schon in anderem Zusammenhang, die Konfliktfähigkeit des Teams genannt.

„Wenn alle Teammitglieder eine Mediationsfortbildung machen würden, könnte das sehr positive Auswirkungen haben. Wenn man Konflikte aufdröseln will, dann will man manchmal auch sauer sein dürfen. Natürlich muss man dann am nächsten Tag wieder gesprächsbereit sein. Damals, als ich im Jugendhaus arbeitete und gleichzeitig die Mediationsfortbildung gemacht habe, hat sich das gar nicht ausgewirkt auf die Beziehungen und die Atmosphäre im Team. Dazu war ich selbst viel zu involviert“ (Frau F.).

Schließlich wurde auf die Notwendigkeit geeigneter baulicher und räumlicher Bedingungen hingewiesen. Dieses Thema tauchte in mehreren Beschreibungen auf, die erkennen ließen, dass Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter vor einer Toi-

lette, im Hof, in der Küche oder an anderen kaum geschützten Orten versucht hatten, in Konflikten zu vermitteln. Frau A. sagte dazu:

„An Prävention war gar nichts möglich. Wegen Geldmangels konnten wir gar nichts, keine Redecke, keinen ungestörten Platz einrichten“.

Während die Befragten auf den ersten drei, eher pädagogischen Ebenen mediative Elemente erfolgreich umsetzen konnten, gelang dies kaum auf den Ebenen, die zum ‚sicheren Rahmen‘ für Kinder und Jugendliche und ihre Konfliktbewältigung gehören.

Grenzen der Umsetzung

Die Umsetzung mediativer Elemente in den Alltag der Offenen Kinder- und Jugendarbeit und der Aufbau einer konstruktiven Streitkultur stießen nach den Erfahrungen der befragten Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter an Grenzen; diese lagen

- ▶ in der Dynamik des Streitens, (in den beteiligten Personen – den kindlichen bzw. jugendlichen Konfliktparteien wie in den vermittelnden Erwachsenen –,
- ▶ in institutionellen Strukturen,
- ▶ in der sozialen Realität der Kinder und Jugendlichen.

Während Konflikte generell in der *akuten* Phase nicht mediativ bearbeitet werden können, wurde das Sich-Entziehen als altersspezifisches Abgrenzungs- und Vermeidungsverhalten gesehen; Herr C. beschrieb ein Beispiel:

„Die Jugendlichen haben die Grenze gezogen: ‚Ab jetzt ist unser Streit Privatsache, wir wollen den jetzt ohne euch regeln. Ab jetzt geht euch das nichts an und die Lösung erfahrt ihr auch nicht‘.

Die Tendenz, sich zu entziehen, wurde in hohem Maß durch den Charakter der Offenen Arbeit und die rein freiwillige Präsenz der Kinder und Jugendlichen begünstigt:

„Die dritte Grenze wird durch die Situation im Jugendzentrum gesetzt: Die Anwesenden sind alle freiwillig da, und sie können jederzeit wegbleiben. Es gibt eine mangelnde Verbindlichkeit, nur lockere Beziehungen, und bei den Jugendlichen die Skepsis: ‚Was kann ich denn der Sozialarbeiterin überhaupt anvertrauen?‘“ (Frau D.).

Als Grenze auf der *inner*-institutionellen Ebene wurden eine schwierige Personalsituation und die mangelnde Kommunikations- und Konfliktfähigkeit eines Teams genannt. Auf einer *inter*-institutionellen, systemischen Ebene lagen der Hinweis auf die Größe der Stadt und die Vermutung, dass die Umsetzung mediativer Elemente in den Alltag von Kinder- und Jugendeinrichtungen in Frankfurt auch erschwert wurde durch die Vielzahl und Komplexität der Strukturen und deren mangelnde Vernetzung. Herr C. stellte dazu fest:

„Die Größe der Stadt Offenbach ist insofern von Vorteil, als wir uns hier zwischen den einzelnen Institutionen besser vernetzen können, als das im größeren und unübersichtlichen Frankfurt der Fall ist. In Frankfurt besteht in Sachen Mediation und Streitschlichtung zwischen dem System Schule und dem System Kinder- und Jugendarbeit wenig bis keine Verbindung. Offenbach ist erstens kleiner, zweitens schiebt uns hier der Bürgermeister direkt an und geht beim Thema Konflikte direkt auf Schule und Jugendhilfe zu. In Frankfurt fehlt im Grunde eine ‚Clearingstelle Mediation‘“.

Jenseits der Grenzen auf emotionaler und fachlicher, individueller und institutioneller Ebene wurden auch gesellschaftliche Bereiche wie Familie, Betrieb, Straße deutlich, in denen Kinder und Jugendliche mit mediativen Mitteln scheitern können, weil dort andere Regeln herrschen, sprich: familiäre Gewalt, das Gesetz der Straße, betriebliche Hierarchie:

„Eine Grenze sehe ich darin, dass auf der Straße und zu Hause wirklich andere Gesetze herrschen. Dazu steht die Schule völlig im Widerspruch. Meine Vorstellung ist darum nicht, dass es eine flächendeckende Prävention durch Mediation und Konfliktmanagement geben kann. Auf der Straße und zu Hause lässt sich vieles nicht mit Sprache regeln. Die Kinder und Jugendlichen müssen sich dort auch anders durchsetzen, sich körperlich behaupten. Sie brauchen dort andere Kompetenzen.

Ich würde mir nicht anmaßen, ihnen zu sagen, wie sie es machen sollen, wenn ihnen einer aufs Maul haut. Jemand kann dann weglaufen, er kann sich vielleicht auch wehren, dabei kann er auch verlieren. Er kann versuchen, Angebote zur Deeskalation zu machen. Was er hier bei uns verinnerlichen kann, ist einzuschätzen, wie die Situation ist. Zu erkennen, ob in einer Situation auf der Straße, auf der Arbeit später der eine oder andere Weg Chancen hat. Für mich hat

Mediation keinen absoluten, sondern einen relativen Wert. Sie enthält eine Moral, bestimmte Normen, und auf der Straße existiert ein anderes Wertesystem. Diese unterschiedlichen Normen zu integrieren – das müssen die Jugendlichen leisten. Es ist ihre Aufgabe, das in sich zusammenzubringen, Elemente davon umzusetzen. Dazu kann dann gehören, dass sie anderen zuhören, wo das Zuhören sonst nicht üblich ist. Dieser Prozess braucht natürlich Zeit.

Noch ein Beispiel dafür, dass es keine garantierte, flächendeckende Verwendbarkeit der mediativen Prinzipien geben kann: Ein Jugendlicher hatte auf seiner Lehrstelle Ärger mit seinem Chef. Er holte sich Rat bei seinen Konflikt-Trainern, bereitete sich darauf vor, eine ‚nicht-verletzende Ärgermitteilung‘ zu versuchen und ging zu seinem Chef. Er sagte ihm seinen Ärger – und er flog raus. Ich weiß natürlich nicht, ob ihm die ‚nicht verletzende‘ Art der Mitteilung gelungen ist. Aber auch wenn er selbst es hingekriegt hat, so zeigt sich daran doch, dass in der Umwelt in manchen Situationen einfach andere Regeln gelten. Es kann nicht eins zu eins umgesetzt werden. Man kann damit in manchen Situationen scheitern. Wichtig für die Jugendlichen ist, zu erkennen, wo es passt und wo nicht“ (Frau B.).

Die Anwendung des Verfahrens

Der strenge methodische Gebrauch des Mediationsverfahrens in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen wurde kontrovers eingeschätzt. Eine Sichtweise war, dass gerade die klare Struktur des Verfahrens eine große Hilfe und Orientierung bietet. Für die andere Auffassung war das Verfahren viel zu akademisch und daher in der strengen Form gar nicht verwendbar („Das Harvardkonzept ist überhaupt nicht übertragbar auf unsere Ju-

gendlichen“/Herr E.) – oder stark modifizierungsbedürftig. Modifikation wurde für ebenso notwendig wie möglich gehalten. Wichtige Aspekte für eine kind- und jugendgemäße Modifizierung waren die sehr verschiedenen kulturellen Hintergründe, geringe Bildung, Sprache, Tempo und begrenzte Ausdauer der Jugendlichen. Herr C. sagte:

„Sie können nur davon profitieren, wenn das Verfahren abgewandelt wird, aber dann profitieren sie auf jeden Fall davon, weil es einfach eine Alternative zu ihren bisherigen Lösungen – zu Gewalt, Prügeln, auch sexueller Gewalt – ist. Es ermöglicht ihnen, ohne Gesichtsverlust aus einem Konflikt herauszukommen.

Einig waren sich die Befragten darüber, dass Jugendliche mit dem Mediationsverfahren überhaupt einmal einen Weg jenseits von Sieg und Niederlage kennen lernen.

„Wenn die Jugendlichen mehrfach erleben, dass sie sich Ärger ersparen, dass es sich für sie lohnt, nicht auszurasen, sondern ruhig zu bleiben – dann können sie vielleicht von der Erfahrung der Mediation profitieren. Wenn sie erleben, dass es sich lohnt, die Straßenseite zu wechseln, anstatt in die Eskalation reinzulaufen, wenn sie sehen, es geht unblutig ab, weil sie sich richtig verhalten haben – dann verstehen sie, dass sie so weiterkommen im Leben. Dann könnte es sie überzeugen, dass sie mit Reden statt Kloppen erfolgreicher durchs Leben kommen. Mit Mediation sollte viel früher, im Kindergarten begonnen werden“ (Frau F.).

Der zweite Teil dieses Beitrags sowie die Literaturangaben erscheinen im Juniheft.